

Aileen Dawe

**DESTROY the crushing silence**

(Band 4)

## **Hinweis:**

*Bei der DESTROY-Reihe handelt es sich um Liebesromane  
mit Thriller-Elementen.*



# DESTROY

AILEEN DAWE

*the crushing silence*

ROMAN  
VAJONA

Für Opa Uli,  
weil ich durch dich die *Liebe* zum Wort fand.

† 25.06.2019

Für Opa Pepe,  
weil du jede Nacht in meinen Träumen mit mir  
*tanzst.*

† 10.01.2011



# PROLOG

Mein Leben hing am seidenen Faden. Ein Gedanke, der mir nie zuvor in den Sinn gekommen war und der dadurch so eine Präsenz gewann, dass es mir Angst machte. Verzweifelt krümmte ich die Finger. Versuchte, Halt zu finden, und stieß die Fußspitzen gegen den Stein. Die Wand war zu flach, zu steil, zu ...

Ich sah über die Schulter. Starrte in die Dunkelheit, die mich zu verschlucken drohte.

*Zu hoch.* Die Wand war viel zu hoch.

Unter mir war grenzenlose Leere, über mir ragte eine Silhouette auf. Sein Mantel wurde eins mit dem Schatten, vereinzelte Konturen zeichneten schemenhaft seinen Kiefer. So wenige Details und doch ...

Ich kniff die Augen zusammen. Wollte nicht wahrhaben, was glasklar vor mir lag. Meine Muskeln brannten, meine Hoffnung schwand. Er würde mir nicht helfen. Das hier war ein Spiel. *Sein* Spiel – und seine Regeln.

Die Uhr tickte, der unsichtbare Countdown wurde eins mit meinem Herzschlag.

Schritte erklangen.

Ein Schaben über den Boden.

Das Knirschen von Metall.

Ich nahm meine letzte Kraft zusammen. All meinen Mut. Dann löste ich die verkrampften Finger und stieß eine Hand nach vorn. Erleichterung flutete mich, als ich etwas zu fassen bekam. Doch dieses Gefühl wurde schnell von einem anderen abgelöst.

Schmerz explodierte in meiner Hand, ein Klirren schoss durch meinen Kopf.

Plötzlich rasten die Spielzüge an mir vorbei. Jeder Versuch, Vergangenheit und Zukunft in Einklang zu bringen. Die Gewissheit überkam mich. Nahm von mir Besitz und zeigte mir all das, was ich verloren hatte.

Meinen Halt. Dieses Spiel. Mich.

Ich griff ins Nichts. Rutschte ab – und fiel.



# KAPITEL 1

Riley

Manchmal müssen wir rennen. Manchmal jedoch wollen wir stehen bleiben, an Ort und Stelle verharren, aus Angst, dass ein Moment zu schnell an uns vorbeiziehen könnte. Mit ihm ein Gefühl, auf das wir sehnsüchtig gewartet hatten und von dem wir hofften, es eine Weile festhalten zu können.

Um mich herum war es dunkel. Einzig und allein das Mondlicht bahnte sich einen Weg durch die dichten Baumkronen, die sich in der sanften Frühlingsbrise wiegten. Dieses Rascheln vermischte sich mit einem leisen Rauschen, das ich entfernt vernahm. Es klang friedlich.

Das Gehäuse meiner Spiegelreflexkamera lag schwer in meiner Hand, meine Fingerspitze hingegen schwebte über dem Auslöser. Durch die Linse fokussierte ich das bräunliche Gefieder auf einem der herausragenden Äste. Erkannte die dunklen Federn auf dem Unterkörper und einen weißen Streifen auf der Brust. Ein völliger Kontrast, der sich von der Schwärze abhob. Der tiefe Ruf des Uhus erklang im Sekundenintervall. Ein beruhigender Gesang, der meine Atmung regulierte.

So stand ich hier. Gefangen zwischen Schall und Stille, verborgen im Schatten der Nacht, und wartete auf den passenden Augenblick. Im Leben verbrachte man so viel Zeit damit, auf etwas zu warten, das vielleicht nie eintreten würde. Alles aus einer Hoffnung heraus, sich zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu befinden und dieses Segment abpassen zu können.

Endlich drehte der Vogel den Kopf und sah direkt in meine Richtung.

Ich löste aus. Das leise Klicken ging in einem nächsten Ruf unter, als ich eine weitere Aufnahme machte. Kurz darauf schlug der Uhu mit den Flügeln und hob ab. Ein letztes Bild folgte, ehe ich die Kamera senkte und den Vogel beobachtete, wie er über die Lichtung flog. So lange, bis ihn die Dunkelheit verschluckte.

Erst dann lief ich aus dem Schutz des Waldes hinaus. Die Mondsichel spiegelte sich auf der Oberfläche des Sees, die durch den kleinen Wasserfall ständig in Bewegung war. Niemals stillstehen durfte, weil die Natur es genau so vorgesehen hatte. Ich richtete die Kamera auf die Reflexion. Veränderte den Winkel und fing auch dieses Bild für die Ewigkeit ein, ehe ich die Lichtung überquerte.

Unter meinen Sohlen knirschten ein paar Steine, als ich auf den Pfad trat, der mich in die Stadt zurückbringen würde. Ein paar Lichter blitzten zwischen dem Geäst auf, die von den Straßenlaternen und vereinzelt aus den Häusern kamen. Die Sicht über Rosehollow war schön, selbst bei Nacht. Gerade bei Nacht, aber wenn ich ehrlich war, hatte ich auch noch nicht allzu viel bei Tageslicht gesehen.

Die Dunkelheit war mein Freund, die Kamera meine Gefährtin.

Ich drückte einen Knopf, woraufhin das Display aufleuchtete. Selbst auf einem Abbild war das Spiel von Hell und Dunkel so schön, dass ich mich kaum auf etwas anderes konzentrieren wollte. Dennoch klickte ich langsam zurück zu den Aufnahmen des Uhus. Der Ausdruck in seinen Augen war eindringlich und ... bestimmend. Ganz so, als hätte das Tier einen Blick hinter die Kamera geworfen und direkt durch mich hindurch gesehen. Der Flügelschlag hatte dieselbe Wirkung. Majestätisch und mächtig.

Drei Bilder. Mehr hatte ich nicht gebraucht, um seine Bewegungen einzufangen und eine Geschichte zu erzählen. Der Moment zwischen Fall und Flug.



Stillstand und Vorankommen.

Ein Stück von Freiheit.

Asphalt ersetzte die festgetretene Erde, als sich die dichten Baumkronen lichteteten. Von hier aus brauchte ich keine fünf Minuten bis zum Park, durch den ich zurück nach Hause kommen würde.

Obwohl ich erst seit zwei Tagen in Rosehollow wohnte, empfand ich alles an dieser Stadt als heimisch. Ein Gefühl, das ich lange nicht mehr gehabt hatte, weil ich die letzten Jahre über fast nur unterwegs gewesen war. Ich hatte so viel von der Welt gesehen und war nirgends richtig angekommen.

Ich meine *wirklich* angekommen.

Jetzt war ich einem Zuhause näher als zuvor. Ich spürte es.

Und ich wollte es.

Ich wollte nach Hause kommen.

Vor drei Monaten war ich das erste Mal nach Rosehollow gereist, um den Kaufvertrag zu unterzeichnen, und die Schlüssel für mein neues Domizil entgegenzunehmen. Kurz nach dem Treffen mit den Donovans, den vorigen Eigentümern, war ich nach Kanada gereist, um dort ein Feature über den Maler Edgar Bernard zu erstellen. Ein letzter Job, für den ich alles, was ich liebte, verlassen hatte.

Am Ufer des Flusses kam mir ein älteres Pärchen entgegen, das Hand in Hand den Weg entlangschlenderte. Während die Dame gen Himmel wies und ihrem Mann etwas erzählte, lächelte er sie von der Seite an. Fast so, als wäre *sie* sein ganz persönlicher Himmel.

Im Vorbeigehen hörte ich, wie sie den *Großen Wagen* erwähnte. Ich warf einen Blick über die Schulter und entdeckte die Konstellation kurz darauf, weshalb ich rückwärts weiterlief.

Man könnte meinen, Rosehollow wurde um mehrere Gewässer herum erbaut, denn auch jetzt rückte ein See in meinen Fokus. Der Fluss mündete darin und verwandelte die Oberfläche in ein glitzerndes Meer aus Sternen.

Seit ich denken konnte, faszinierten mich diese Himmelskörper. Ihre Wandelbarkeit, weil immer nur ein Teil von ihnen zu sehen war. Nie ein Ganzes. Jede Nacht malten sie das Bild am Himmel neu, und das liebte ich. Die unveränderliche Vielschichtigkeit.

Ich richtete die Kamera so aus, dass ich nicht nur das Paar, sondern auch das Sternbild einfangen konnte. Nach zwei Aufnahmen zoomte ich an ihre Gesichter heran. Auch wenn sie im Schatten lagen, konnte ich die Zuneigung in den Augen des Mannes erkennen. Genau diese Momente waren es wert, auf sie zu warten.

Oder auf den richtigen Menschen.

Ich beobachtete das Paar. Erst als es nicht mehr zu sehen war, setzte ich meinen Weg fort und betrat die Brücke, die über den Fluss in den Park führte. Die Laterne leuchtete nur einen Teil davon aus, ein nahtloser Übergang von Licht und Schatten. Meine Finger zuckten bereits, und dennoch war es nicht dieses Motiv, das ich festhalten wollte. Es war die am Geländer lehrende Silhouette, die meine Aufmerksamkeit für sich gewann. Ein Typ. Er hatte seine Arme auf den Stein gestützt, in der Hand hielt er etwas, das er um seinen Finger wirbelte.

Irgendetwas an diesem Bild fesselte mich. So sehr, dass ich die Kamera bereits angehoben hatte, bevor ich realisierte, was ich tat. Ich linste durch den Sucher. Schwarze Stiefel gingen in eine dunkle Jeans über, an der mehrere Ketten schimmerten. Auch die Lederjacke reflektierte das Licht, wodurch *seine* Präsenz an Stärke gewann. Die blonden Haare hatte er an seinem Hinterkopf zu einem Man Bun gefasst, der im Gegensatz zu seiner lässigen Haltung streng gebunden war.

Ich trat einen halben Schritt zur Seite in der Hoffnung, sein Profil sehen zu können. In dieser Position verharrte ich und konzentrierte mich auf jene Dinge, denen ich in der Bewegung weniger Beachtung schenkte. Geräusche. Je länger ich mich auf meine Umgebung einließ, desto intensiver nahm ich die verschie-

denen Tonalitäten wahr. Unter das sanfte Plätschern des Wassers mischte sich ein Klimpern, das ich nun dem Gegenstand in seiner Hand zuordnen konnte. Der Typ schwang seinen Schlüssel mit einer Regelmäßigkeit, die mich Teil von einem Ganzen werden ließ.

Menschen lieben sich am besten fotografieren, wenn sie nichts davon mitbekamen. Alles andere wirkte gestellt. Deshalb hatte ich früh gelernt, mich so unauffällig wie möglich zu verhalten. Auf das Ungesagte zu hören und die versteckten Zeilen zu verstehen.

Der Typ drehte den Kopf, doch seine Identität blieb mir verborgen. Ich drückte den Auslöser. Jemanden ohne sein Wissen zu fotografieren, erforderte Respekt. Besonders bei fremden Menschen achtete ich darauf, nur die Konturen ihres Profils abzulichten. Nicht mehr. Ich wollte Kunst schaffen und mein Gesicht wahren, ohne ein anderes dabei zu verletzen. Jetzt aber lag ein Knistern in der Luft, das zart über meine Haut strich. Die sanfte Brise spielte mit meinen Haaren, flüsterte mir Worte zu, von denen ich keines verstand.

Aber ich wollte sie verstehen.

Und ihn.

Ich zoomte heran. Der Typ hatte eine gerade Nase, hohe Wangenknochen und einen Bartschatten. Ein Piercing funkelte an seiner linken Braue, das seinen Stil komplettierte. Wieder löste ich aus. Erkannte im nächsten Moment die Furchen auf seiner Stirn, weil er gen Himmel spähte.

Klick.

Dieser Vorgang war mir so ins Blut übergegangen, dass ich erst verzögert begriff, was ich sah. Dass ich an einer Stelle verharrete, die mir über die Jahre hinweg fremd geworden war und in dieser unbekanntem Umgebung nicht vertrauter hätte sein können.

Ein Bild. Zwei geschwungene Linien.

Tausende Erinnerungen.

Mehrere Sekunden starrte ich durch die Linse, ehe ich die Kamera senkte. Viel zu langsam und doch zu schnell, denn

manchmal reichte auch die längste Zeitspanne nicht aus, um sich auf einen Augenblick vorzubereiten. Mit zitternden Fingern öffnete ich die Fotogalerie – und hätte meine Kamera am liebsten fallen gelassen.

Da war es. Das Unendlichkeitszeichen, das diagonal durchgestrichen war. Denn jede Ewigkeit war mit Endlichkeit verbunden, egal auf welche Art und Weise.

Wie versteinert betrachtete ich die Stelle hinter seinem Ohr. Das Tattoo, das identisch mit einer Skizze war, die ich angefertigt und er ausgebessert hatte, weil ich nicht zeichnen konnte.

Nicht wie er.

»Löschen«, forderte eine tiefe Stimme. Ehe ich reagieren konnte, ragte eine große Gestalt vor mir auf. Der herbe Duft von Bergamotte und Leder erreichte mich. Ein Geruch, den ich eine Ewigkeit nicht um mich gehabt hatte und nie vergessen konnte.

Erinnerungen prasselten auf mich ein. Tausende Momentaufnahmen, die sich zu einem Film zusammensetzten. *Unser* Film, der mit einem klaren Schnitt geendet hatte und bis heute ein schwarzes Bild zeigte.

Immer wieder hatte ich versucht, sie aneinanderzufügen. Die entscheidenden Sequenzen *davor* in eine Reihenfolge zu bringen, die niemals Sinn ergeben hatte. Nichts davon passte zueinander, weil immer ein Detail fehlte. Vielleicht sogar das wichtigste. Wie das verschollene Herzstück eines Puzzles, das irgendwann unter den Tisch gefallen und nie wieder aufgetaucht war.

Ich wich zurück. Wollte diesen Geruch loswerden und mit ihm die Erinnerungen, doch er umgriff meine Kamera. Zwang mich dazu, auf die Vergangenheit zu blicken, obwohl ich nicht zurücksehen wollte. Und während ich zu begreifen versuchte, was mein Herz längst wusste, ertönte seine Stimme erneut: »Ich sagte löschen.«

Der raue Ton rann mir durch Mark und Bein. Wieder trat ich zurück, er kam ohne zu zögern hinterher. Das Piercing blitzte im spärlichen Licht auf und auch ein Teil seines Gesichts.

Er war es. Er war es wirklich.

»Blaine.« Ein lautloser Ton, der spurlos in der Geräuschkulisse der Nacht verschwand, genauso wie damals unsere Beziehung. Von einem Tag auf den anderen war Blaine gegangen. Ohne ein Wort hatte er einem Ort den Rücken gekehrt, der uns so viel geschenkt und doch alles genommen hatte.

An dem dieses *Wir* begonnen hatte und ein jämmerliches Ende fand.

Es waren neun Jahre vergangen, seitdem er mich verlassen hatte. Neun verdammte Jahre langen Wartens, die nun auf einen flüchtigen Augenblick des Wiedersehens reduziert wurden.

Als hätte er dasselbe gedacht, ließ Blaine von meiner Kamera ab. Zwei Hände umfassten meine Arme und schoben mich nach hinten, direkt unter das Licht.

Ich starrte in sein Gesicht. In braune Augen, die mir vertraut waren und nicht fremder hätten sein können. Pures Entsetzen spiegelte sich in ihnen, vermutlich ein Abbild meiner selbst.

Manchmal wollte man rennen und wurde gezwungen, stehen zu bleiben. An Ort und Stelle zu verharren, mit der Befürchtung, in diesem Moment festzufrieren. Zum ersten Mal in dieser Nacht wurde mir klar, dass das hier weder der richtige Ort noch der richtige Zeitpunkt war.

Denn das, was Blaine und mich miteinander verbunden hatte, lag in der Vergangenheit. Hatte nichts in der Gegenwart zu suchen, weil es keine Zukunft haben würde.

Trotzdem ließ Blaine mich nicht los und beschwor mit einer einzigen Berührung das herauf, was er uns genommen hatte.

Möglichkeiten.



## KAPITEL 2

*Blaine*

Zwei Minuten. Vor zwei Minuten hatte mich nichts anderes beschäftigt als die Ruhe, die mich jedes Mal auf dieser Brücke überkam. Jetzt jedoch tobte ein Sturm in mir, der meine Gedanken durcheinanderwirbelte. Einen nach dem anderen mit sich riss, nur um sie allesamt aus unbekannter Höhe zurück in die Tiefe fallen zu lassen. Mit jedem Aufprall blitzten Sequenzen hervor, an die ich mir die letzten Jahre über nicht zu denken erlaubt hatte und die dennoch immer wieder aufgetaucht waren. Ein unerwünschter Rückblick, der mir aufgezwungen wurde und sich zu einem Standbild formte, das ich am liebsten überspringen wollte.

Weil es mir vor Augen führte, dass ich versagt hatte.

Schon als ich die Umrisse ihrer Silhouette im Schatten entdeckt hatte, hätte ich es wissen müssen. Erst hatte ich gedacht, in einem trostlosen Abbild eines Traums umherzuirren, aus dem ich schnellstmöglich herausfinden musste.

Doch sie stand vor mir.

Selbst in dem kaum vorhandenen Licht nahm ich den tiefdunklen Farbton wahr, der genauso intensiv strahlte wie ein Edelstein. Die Zeitspanne von fast einem Jahrzehnt hatte nichts an der Wirkung geändert, die dieses Augenpaar auf mich hatte.

*Saphirblau.*

Ein heiseres Kratzen entkam meiner Kehle. Ihr Name, den ich viel zu lange unausgesprochen gelassen hatte und der mir trotz-

dem so leicht über die Lippen kam, als wäre es erst ein paar Tage her.

»Riley.« Das Mädchen, das nie lächelte. Das zu einer Frau geworden war, die ich nicht kannte, obwohl ich jedes Detail in ihrem Gesicht auswendig zeichnen konnte. Die leicht geschwungene Nase. Die von Natur aus nach unten gezogenen Mundwinkel und die kleine Lücke zwischen ihren geschlossenen Lippen, die mich früher nahezu in den Wahnsinn getrieben hatten. Die wilden Locken, die einen so dunklen Braunton hatten, dass er beinahe in ein Schwarz übergang.

Sie war hier. Sie war da.

Mit ihr all das, was ich von mir gestoßen hatte. Wie angewurzelt ruhten meine Hände an ihren Armen. Verkrampten in dem Versuch, *sie* nicht mit aller Kraft von mir zu stoßen. Wortwörtlich.

Sie hatte hier nichts zu suchen. Sie sollte nicht hier sein und doch ... *Fuck*. Das war absurd. Vollkommen absurd, weil die Realität nichts anderes war als das. Konzipiert aus einzelnen Momenten, die irgendjemand wahllos aneinanderreihete, ohne die geringste Chance, dass sie jemals zueinander passen würden.

Nur langsam zog ich mich zurück. Konnte mich zeitgleich nicht von der Frau abwenden, mit der ich mehr geteilt hatte als mit irgendeiner anderen zuvor. Oder danach.

»Was machst du hier?« Selbst in meinen Ohren klang meine Stimme rau. Zu harsch für die Zerbrechlichkeit, die sich um uns ausgebreitet hatte. Weil sie nicht reagierte, trat ich an sie heran. Sie wich nicht zurück. »Warum bist du –«

»Warst du die ganze Zeit hier?« Riley schoss mir die Worte entgegen. Ausgerechnet die eine Frage, auf die jede Antwort schlimmer als die andere war. Ein *Nein* würde ausnahmslos weitere Fragen aufwerfen. Ein *Ja* jedoch hätte die Macht, alles zu zerbrechen, was ich mir bis hierhin aufgebaut hatte.

Ich sollte etwas sagen. Könnte mich für etwas rechtfertigen, das ich vor Jahren getan hatte, und müsste mich für etwas ent-

schuldigen, das keine Bedeutung mehr haben sollte. Nichts davon tat ich.

»Drei Stunden.« Rileys Nase zuckte. Die einzige Regung, die an ihr auszumachen war. »Drei Stunden und zwölf Minuten sind es bis nach Whiteclover Hill.«

Anscheinend hatte ich mich geirrt. Vielleicht war *keine* Antwort die schlimmste, die ich ihr hatte geben können. Jetzt blieb mir nichts anderes übrig, als sie erneut in einer Stille zurückzulassen, in der ich sie schon einmal stehen gelassen hatte.

Ihr Griff um die Kamera verstärkte sich. Ihre Finger bewegten sich dabei kaum, aber es reichte aus, damit ich verstand. Das war das Problem, wenn man einen Menschen besser gekannt hatte als sich selbst. Man wusste jede Regung, jede Geste und jedes Wort in irgendeiner Weise zu deuten.

Manche Dinge veränderten sich anscheinend nicht.

Ich verpasste die Chance, zu reagieren, denn Riley drehte sich von mir weg. Reflexartig griff ich nach ihrem Arm. Hielt sie bei mir und meine Worte zurück, weil ein Glimmen in der Dunkelheit meine Aufmerksamkeit verlagerte. Nicht weit von uns lehnte eine Gestalt am Geländer, ungefähr an der Stelle, an der ich eben noch gewartet hatte. Kein guter Zeitpunkt, um seine Jugendliebe mit Fragen zu löchern, die ich nicht zu stellen berechtigt war.

Riley hingegen hatte jedes Recht – nur machte sie davon kein Gebrauch. Als hätte sie sich damit abgefunden, dass ich sie nicht beantworten würde.

Widerwillig ließ ich sie los.

Riley zögerte nicht. Sie wandte sich ab und lief an Benji vorbei, ohne ihn zu beachten. Er zog ein weiteres Mal an seiner Zigarette, ehe er sie in den Fluss schnipste und sich abstieß. Während sich der Rauch hinter ihm in Luft auflöste, wirkte Benji mit seinem Vollbart und dem Irokesen wie der Serie *Vikings* entsprungen. »Wer war das?«

»Niemand.« Meiner knappen Antwort zum Trotz ließ ich Riley nicht aus den Augen. Sie verschwand in die Richtung, aus der ich



vorhin gekommen war. Eine Tatsache, die nicht passender hätte sein können, denn wir waren nie zu mehr bestimmt gewesen als für den Moment. Ein kurzzeitiges Verweilen auf unbestimmte Zeit, bis sich unsere Wege trennen und ins Nichts verlaufen würden.

Für immer.

»Für einen *Niemand* starrst du ihr ganz schön hinterher.« Benjis Worte endeten in einem Schnauben und machten mir bewusst, dass es stimmte.

Ich hätte ihr folgen können. Hätte herausfinden können, was zum Teufel sie in dieser Stadt machte. Warum sie nach all den Jahren auftauchen musste und wie es ihr ergangen war. Doch der egoistische Teil in mir, der zugegebenermaßen ziemlich viel Raum einnahm, fragte sich, ob sie gezielt nach mir gesucht hatte.

Oder überhaupt.

Aber egal, wie viele Fragen sich auch türmten – eine Sache war sicher: Ich war noch nie einer Frau hinterhergelaufen.

Und ich war nicht bereit, daran etwas zu ändern.



# KAPITEL 3

Blaine

»Seit wann ist die Musik so scheiße?«, rief ich über die Theke hinweg. Benji warf mir einen Seitenblick zu, während er den Shaker über der Schulter im Takt des viel zu schnellen Beats schüttelte. In der letzten halben Stunde hatte sich der Geräuschpegel in dieser Bar verdreifacht, was mir mehr Kopfschmerzen als Vergnügen bereitete. Hätte ich vorher gewusst, dass heute eine dieser Mottopartys im *Outback Inn* stattfinden würde, wäre ich gar nicht erst hergekommen. Wenn ich diese Bar aufsuchte, wollte ich abschalten und mir den Abend nicht von etwas versauen lassen, das andere als *Musik* bezeichneten. Dieser Hipsterscheiß war ja kaum auszuhalten.

Ich rieb mir über die Augen, in dem Versuch, zumindest irgendetwas im Umkreis von fünf Metern ausblenden zu können. Dass die Menge zu diesem Lärm tanzte wie eine überzuckerte Meute auf einem Kindergeburtstag, half mir dabei herzlich wenig.

Benji schob mir ein Glas hin, nach dem ich ohne Umschweife griff. Eine süße Mischung aus Vanille und Honig brannte sich in meine Kehle, der Abgang genauso intensiv, bis er in einer rauhigen Note endete. Ich kippte den Inhalt beinahe in einem Zug hinunter. Das war der Grund, wieso ich eher selten Whiskey trank – ich gab mir nicht einmal die Chance, ihn zu genießen.

Als würde ihm das ebenfalls klar werden, stützte Benji die Hände zu beiden Seiten auf den Tresen. Wo sich meine Tattoos hauptsächlich über Arme, Brust und den oberen Rücken erstreck-

ten, befand sich auf Benjis Haut nahezu keine freie Stelle. Mittlerweile hatte ich aufgehört, zu zählen, wie oft wir zusammen im Tattoo-Studio gewesen waren. Dass es ihm ausschließlich um die Kunst ging, kaufte ich ihm allerdings nicht ab. Manchmal glaubte ich, dass er sich nur ein weiteres Tattoo stechen ließ, um den Schmerz zu genießen. Zwar gewöhnte man sich während einer Session schnell daran, an seiner Existenz konnte man jedoch nicht rütteln. Der Schmerz blieb. Man lernte nur mit der Zeit, damit umzugehen.

Benji war jedes Mal eine Genugtuung anzusehen, die ich nicht richtig deuten konnte oder wollte. Ich fragte ihn auch nicht, genauso wenig wie er mich. Ein unausgesprochenes Einverständnis, das ich schätzte. Benji zählte zu den wenigen Menschen, die ich als Freund bezeichnen würde – auch wenn ich ihn für seine beschissene Musikauswahl am liebsten aus seiner eigenen Bar geworfen hätte.

Ich verzog das Gesicht, weil der Beat noch schneller wurde. Ein ständiges Auf und Ab, das sich zu einem wirren Klumpen aneinandergereihter Noten formte. Die schlimmste Achterbahnfahrt wäre nichts dagegen. »Wie hältst du das ohne Alkohol aus?«

Benji zuckte ungerührt die Schultern, den Blick auf eine Brünette gerichtet, die ihm schon den ganzen Abend über schöne Augen machte. »Die Aussicht auf Feierabend.«

Grinsend schwenkte ich den letzten Rest im Glas umher. Währenddessen zog sich Nolan – einer meiner Tutoren in der Goldschmiede, die ich leitete – einen Hocker zurück und setzte sich neben mich. Ohne seinen Drink abzustellen, wies er in dieselbe Richtung, in die Benji eben gesehen hatte. »Ihre Freundin rutscht dir gleich auf den Schoß, wenn du sie nicht endlich mal ansiehst.«

Wie von selbst folgte ich seinem Fingerzeig. Nolan hatte recht. Kaum dass die Blondine meine Aufmerksamkeit auf sich wusste, warf sie ihr langes Haar zurück und legte den Kopf schief. Der Ausdruck in ihren Augen so eindringlich wie die beschissenen Beats in meinen Ohren. Alles an dieser Frau war eine Einladung.

Wie sie sich in meine Richtung neigte. Wie sie lächelte und die Hände auf die Theke legte, an denen sich kein Ring befand. Sie war hübsch, keine Frage. Aber *hübsch* bedeutete nicht automatisch, dass jemand auch interessant war.

»Nicht mein Typ.« Ich leerte den Whiskey, aber Nolan ließ nicht locker. Auffordernd stieß er mir gegen die Schulter.

»Komm schon, Ward. Wer interessiert dich dann?«

Energisch stellte ich das Glas auf den Tisch. »Niemand.«

»*Niemand* also.« Benjis Brauen zuckten nach oben, die Anspielung so dezent wie bedeutungsschwer. Ein saphirblaues Augenpaar schlich sich in meinen Kopf. Setzte sich fest, als hätte ich nicht jahrelang versucht, das zu verhindern. Jede Bemühung, uns als Ganzes zu vergessen, löste sich mit einem Schlag in Luft auf.

Riley. Nicht mehr nur die Erinnerung an sie war präsent wie nie, *sie* war präsent. Weil Riley vor mir gestanden hatte – und ich hoffte, ihr ein weiteres Mal über den Weg zu laufen.

Instinktiv ballte ich meine Hand zu einer Faust, um diesen Wunsch und alles, was damit einherging, aus meinen Gedanken zu vertreiben.

Es klappte nicht.

»Oh, Shit. Das sieht nach einem gebrochenen Herzen aus.« Nolan schüttelte sich die Hand aus, als hätte er sich verbrannt.

»Ich zeige dir gleich, wie eine gebrochene Hand aussieht.«

»Autsch.« Nolan quittierte meine Aussage mit einem Grinsen, das ich spiegelte. Benji drehte wortlos den Verschluss des Single Malts ab und bot mir die Flasche an.

Ich lehnte ab und stand auf. »Passt schon. Ich wollte sowieso los.«

»Machst du etwa schlapp?«, stichelte Nolan. »Komm schon. Es ist Samstag.«

»Es gibt etwas, das nennt sich Verpflichtung. Solltest du auch mal beherzigen«, antwortete ich. Nolans verhaltenes Lachen verlor sich irgendwo zwischen seinen Lippen und dem Glas, das er erneut ansetzte. Ich zog ein paar Dollarscheine aus meiner Jeans

und schob sie Benji hin. »Trinkgeld gibt es erst wieder, wenn du deine Musikauswahl überdacht hast.«

Benji lehnte sich gegen die Tischkante, die Arme vor der Brust verschränkt. »Die Leute lieben diese Musik.«

»Meinst du die gesamten Besucher oder nur den weiblichen Anteil?«

»Ich muss wirtschaftlich denken.«

»Sag mir Bescheid, wenn du wieder freundschaftlich denkst.« Mit einem Nicken verabschiedete ich mich von den beiden und quetschte mich durch das Getümmel, um die Bar zu verlassen.

Die frische Luft war so klar, dass sie mich sofort ausnüchterte. Auch wenn ich nichts lieber täte, als wieder reinzugehen und etwas dagegen zu unternehmen, brauchte ich genau das. Ein paar ruhige Minuten für mich, bevor mein Alltag mich mit voller Wucht einholen würde.

Denn das würde er. Das war unausweichlich.

Es war halb eins, als ich das Haus betrat. Von dem Zustand, in den mich der Alkohol versetzt hatte, war nahezu nichts mehr übrig. Obwohl ein aufgeregtes Flimmern am Ende des Flurs zu sehen war, schloss ich so leise wie möglich die Tür und legte den Schlüssel auf das Sideboard. Durch meine Stiefel klangen meine Schritte schwer auf dem Holz, bis ich den schmalen Läufer erreichte, der hier seit Jahren lag.

An der Wohnzimmertür lehnte ich mich gegen den Rahmen. Der große Schrank zog sich über die komplette Wand. Ein paar wenige Bilder standen darin, auf den Regalböden einige Bücher. Grandpa saß in seinem Sessel, die Füße hatte er vor sich auf den Hocker gebettet. Gebannt starrte er auf den Fernseher, als hätte er diesen Film nicht schon Tausende Male gesehen.

Seit ich denken konnte, hatte sich in diesem Haus kaum etwas verändert. Zumindest machte es nicht den Anschein. Aber mit der Zeit waren die Regale leerer geworden, die gerahmten Fotos an den Wänden weniger. Die Ruhe in diesem Haus lauter.

Vielleicht war das der Grund, wieso Grandpa den Fernseher so

oft laufen ließ. Um der erdrückenden Stille zu entkommen, die hier herrschte, wenn er allein war. Manchmal liefen Dokumentationen, manchmal ein alter Film. So wie jetzt.

*The Way We Were*. Mittlerweile konnte ich einzelne Passagen auswendig mitsprechen. Die Dialoge, die Betonung, sogar die verschiedenen Bildausschnitte waren mir bekannt. Grandpa liebte diesen Film, weil er ihn an Grandma erinnerte. Er sah ihn sich immer dann an, wenn er sie vermisste.

Seit ein paar Wochen lief er jeden Tag.

»Du bist schon zurück?« Grandpa holte mich mit dieser Frage aus meinen Gedanken, griff nach der Fernbedienung und schaltete den Ton des Fernsehers stumm.

Ich deutete zur großen Standuhr, die vor ein paar Minuten einen Gong von sich gegeben haben musste. »Es ist halb eins.«

»In deinem Alter habe ich weitaus länger durchgehalten. Ganz im Gegensatz zu jetzt.« Grandpa nahm seine Brille ab und putzte sie mit dem Saum seines Oberteils. Er schnaubte leise, während er die Sauberkeit der Gläser prüfte und sich das Gestell wieder aufsetzte. »Ich war ein paarmal kurz davor, mir Streichhölzer in die Augen zu klemmen.«

Grinsend stieß ich mich vom Türrahmen ab. »Wieso bist du überhaupt noch wach, wenn du müde bist?«

»Macht man das nicht so? Auf die Kinder warten?«

»Ich bin achtundzwanzig.«

»Und du wohnst unter meinem Dach«, antwortete Grandpa postwendend. »In gewisser Weise bin ich für dich verantwortlich.«

Ich warf einen Blick auf den Skizzenblock, der in seinem Schoß ruhte, und setzte mich Grandpa gegenüber. Auch wenn er seit Monaten nicht mehr arbeitete, gingen ihm seine Ideen nicht aus. Fast jeden Abend fand ich einen neuen Entwurf vor, einer besser als der andere. Das Traurige daran war, dass keiner von ihnen umgesetzt werden würde.

Nicht von Grandpa.

»Erzähl mir von ihr«, bat er leise. Kurz dachte ich, er könnte

mir die Begegnung mit Riley vom Gesicht ablesen. Erst verzögert schaffte es mein Hirn, das eine mit dem anderen zu verbinden. Grandpa meinte die Goldschmiede. Den Ort, an dem er sich öfter aufgehalten hatte als in diesen vier Wänden. Die Goldschmiede war seine Zuflucht, ein zweites Zuhause. Eines, das ihm mehr gegeben hatte, als dieses Haus es jemals tun konnte, seitdem Grandma nicht mehr da war.

Also erzählte ich ihm von der Goldschmiede, wie an vielen Abenden zuvor. Grandpa sog die Informationen auf wie ein Schwamm, obwohl er diesen Ort in- und auswendig kannte.

»Wie lange ist es her?«, fragte er und klang dabei so gebrochen, dass ich die Wahrheit am liebsten unter den Tisch hätte fallen lassen. Aber das konnte ich nicht.

Ihm gegenüber konnte ich das nie.

»Ein halbes Jahr.«

»Wie lange genau?«

»Sechs Monate und acht Tage.«

»Kommt mir vor wie ein halbes Leben«, murmelte Grandpa und legte den Skizzenblock auf den Tisch. Ich behielt meine Erwiderung für mich, denn auch mir kam es vor wie ein halbes Leben. Eine viel zu lange Zeitspanne, in der man sich an eine neue Routine zu gewöhnen versuchte, die man nicht akzeptieren wollte.

Keiner von uns.

Manchmal machte es eben doch einen Unterschied, ob man eine Arbeit freiwillig aufgab oder dazu gezwungen wurde. Durch die Diagnose Alzheimer war Grandpa keine andere Wahl geblieben. Seine Arbeit hatte ihm nach Grandmas Tod einen Grund gegeben, weiterzumachen. Sich nicht aufzugeben, nur weil ihm ein wichtiger Teil seines Lebens auf grausame Weise entrissen worden war. Jetzt hatte er auch das verloren.

Obwohl Grandpa und ich es gewohnt waren, still zu sitzen, bedeutete das nicht, dass wir untätig herumsaßen. Im Gegenteil. Geduld und Feingefühl waren die Kompetenzen, die man als

Goldschmied beherrschen musste. Wenn das aber zu nichts führte und man nicht mehr als *nichts* in den Händen hielt, dann war es genau das – verschwendete Zeit.

Das Bild des Fernsehers löste sich auf, ehe Grandpa aufstand und das Wohnzimmer durchquerte. Seinen schlurfenden Schritten nach zu urteilen, würde er jetzt schlafen gehen. Für mich war an Schlaf nicht zu denken. Deshalb öffnete ich die Terrassentür, ließ mich in den Gartenstuhl fallen und streckte die Beine aus. Auch wenn ich Nolan gegenüber von einer Verpflichtung gesprochen hatte, war es keine für mich. Ich liebte Grandpa. Manchmal würde ich sogar behaupten, er wäre der einzige Mensch, den ich lieben konnte.

Nur noch eine kleine Lampe erhellte den Innenraum und warf ihr sanftes Licht auf die Veranda. Als sich dieses jedoch abdunkelte, sah ich nach links. Zu meiner Überraschung stand Grandpa in der Tür, eine Flasche in der Hand, die er mir kurz darauf reichte.

»Du bringst mir Bier?«, fragte ich verdutzt.

»Erzähl es nicht deinem Vater.« Grandpa zwinkerte mir zu. Das Licht hinter ihm warf einen Schatten auf sein Gesicht, wodurch er älter wirkte, als er war. Siebzig Jahre war kein Alter, aber seine Arbeit hatte ihn jung gehalten. Wenn er dürfte, würde er vermutlich so lange arbeiten, bis sein Körper ihm einen Strich durch die Rechnung machte und nicht sein Verstand. »Um noch mal auf dein Alter zurückzukommen ... Du wirst auch noch mit fünfzig mein kleiner Bursche sein. Finde dich damit ab.«

Abwehrend hob ich die Hände. »Ich habe gar nichts gesagt.«

»Manche Dinge kann ich mir noch merken«, tadelte er mich. Auch wenn wir uns oft einen Spaß daraus machten, wussten wir beide, wie viel Ernsthaftigkeit in diesem Satz steckte. Die Diagnose hatte nicht nur sein Leben auf den Kopf gestellt, sondern auch meins. Es war meine Entscheidung gewesen, zu ihm zu ziehen, und trotzdem machte es das nicht leichter.

Jeden Morgen mit diesem erdrückenden Gefühl in der Brust



aufzustehen, aus einer Angst heraus, er könnte sich heute weniger an das Leben erinnern als den Tag zuvor, trieb mich rücklings gegen die Wand. Dabei zusehen zu müssen, wie er sich Stück für Stück selbst verlor, nagelte mich dort fest.

»Nun, da ich mir keine Sorgen machen muss, dass du irgendwo im Straßengraben übernachtetest, werde ich meinen Augen jetzt etwas Ruhe gönnen. Auch wenn die Idee mit den Streichhölzern sicherlich spannend wäre«, murmelte Grandpa und klopfte mir auf die Schulter. »Wir erinnern uns.«

»Gute Nacht, Gran.« Ich drehte den Kopf so, dass ich ihn aus dem Augenwinkel sehen konnte. Bis er aus meinem Sichtfeld verschwand. Erst dann zog ich die Schachtel Zigaretten aus der Tasche und steckte mir eine zwischen die Lippen. Das Zippo flammte in der Dunkelheit auf, ich neigte mich der Flamme entgegen. Als das Glühen zu sehen war, atmete ich ein. Der Geschmack von Nikotin strömte durch meinen Rachen. Mehrere Sekunden lang behielt ich es in meiner Lunge, bevor ich den Rauch in einer dichten Wolke ausstieß.

Ich lehnte mich zurück. Die Nacht war ruhig, der Himmel sternenklar. Kaum dass sich die Rauchwolke auflöste, tauchte etwas anderes vor meinem geistigen Auge auf. Ein transparentes Blatt mit dunklen Konturen. Ein Gesicht zeichnete sich darauf ab. Die Iriden faszinierend wie Saphir. Die Lippen sinnlich wie ein Kuss. Das Lächeln selten wie eine Ringgalaxie.

Ich hatte nie verstanden, wieso etwas so Schönes nicht noch schöner werden durfte. Als hätte jemand entschieden, diesem Mund an Perfektion zu nehmen, weil sich sonst keiner mehr auf etwas anderes konzentrieren konnte.

Wieder waberte Rauch vor meinem Gesicht und gab die Sicht auf ihres frei, sobald er sich verflüchtigte. Eine ständige Wiederholung, bis ich die Zigarette ausdrückte und aufstand.

Ich trat aus dem Schutz der überdachten Veranda heraus. Die Sicht auf den Himmel war klar, ein Stern reihte sich an den nächsten. Wie von selbst vervollständigte mein Gedächtnis dieses Bild.

Ihre Silhouette auf dem benachbarten Dach. Mit angewinkelten Beinen, den Blick zu den Sternen gerichtet. Der leichte Wind spielte mit ihrem Haar, einzelne Strähnen tanzten um ihr Gesicht. Eine Erinnerung, die so lebhaft war, dass ich befürchtete, sie nie vergessen zu können. Das war die Art von Schmerz, an den ich mich immer noch nicht gewöhnt hatte. Die Hoffnung, dass ich es irgendwann schaffen würde, hatte ich längst aufgegeben.

Ich verlor das Zeitgefühl dafür, wie lange ich in die Dunkelheit starnte. Wie lange ich darauf wartete, in die Gegenwart zurückzukehren. Dass *sie* sich auflösen würde.

Aber das tat sie nicht – und das letzte Puzzlestück rückte an die passende Stelle.

Unsere Begegnung. Das Entsetzen in ihren Augen, die Panik in mir. Ihre Zielstrebigkeit kam mir in den Sinn, mit der sie vorhin in den Park gegangen war. Das hier war keine Einbildung, kein Konstrukt einer Erinnerung, sondern ... echt.

*Sie* war echt.

Niemand sonst würde um diese Uhrzeit auf einem Dach hocken. Schon gar nicht auf einem, das nicht dafür ausgelegt war. Aber wenn Riley auf diesem Dach saß, das ich von meinem Standpunkt aus sehen konnte, dann ... fuck.

Wie gelähmt fasste ich an die Hauskante, während ich alle Möglichkeiten durchspielte. Doch egal, wie ich es drehte, ich kam auf dasselbe Ergebnis: Riley war das Mädchen von nebenan.

Schon wieder.